

Da W. 3. 1924
BROSCHÜREN-FOLGE
„CONTINENT“

No. 2

Mk. 0,60

Keydo
Sollen wir
Deutsch-Südwestafrika
behalten?

VON EINEM
SÜDAFRIKANISCHEN DEUTSCHEN

VERLAG CONTINENT
BERLIN W.50

Dr. W. J. LEYDS
Frankenslag 837
G. J. van der Vliet

SOLLEN WIR DEUTSCH-SÜDWEST- AFRIKA BEHALTEN?

EIN OFFENES WORT
AN DAS REICHSDEUTSCHE PUBLIKUM

VON EINEM

SÜDAFRIKANISCHEN DEUTSCHEN



VERLAG CONTINENT
(THEO GUTMANN)
BERLIN-CHARLOTTENBURG.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

MOTTO: Keine nationalen
Sentimentalitäten mehr!

Mit eisernem Griffel arbeitet die Weltgeschichte in Südafrika. Nur der hoffnungslose Pessimist oder der banausische Bierbankphilister mögen in den Etappen der politischen und sozialen Bewegungen der letzten dreißig Jahre im Süden des schwarzen Erdteils ein unentwirrbares Chaos von Gärungen, Zufälligkeiten und Tageserfolgen erblicken; für den Kenner der Verhältnisse verläuft die Völkerentwicklung auf diesem vor einem Menschenalter noch in Europa so gut wie gänzlich unbekanntem, jedenfalls nicht gewürdigtem Stück Erde mit logischer Folgerichtigkeit. Hochgespannter, mit Treibhaushitze kultivierter Industrialismus seit Entdeckung der Diamantminen von Kimberley in den 70er, der Goldfelder Transvaals in den 80er Jahren — Burenkrieg — Arbeiterunruhen und Eingeborenenfrage — Bildung eines weißen Proletariats und Verschiebung der alten Grundlinien für den europäischen Handel — dies alles erscheint dem oberflächlichen Beob-

achter wie ein Knäuel von nebeneinander herlaufenden oder durcheinander stürzenden Schwierigkeiten. Wir Deutschen insbesondere, von jeher zu unpraktischem Idealismus in allem, was man Weltgeschichte nennt, hineigend, verstehen es in unserer Mehrheit auch heute noch nicht, uns in der Kolonialpolitik und der Betrachtung afrikanischer Zustände überhaupt von allerlei Sentimentalitäten frei zu machen: die einen schauen alles durch die Brille der christlichen Mission oder einzelner rein wissenschaftlicher Afrikareisender früherer Epochen, die anderen schwärmen kritiklos von der deutschen Flagge, die selbstverständlich, der Bedeutung des Deutschen Reichs entsprechend, über die Meere und an jede noch nicht von England besetzte Küste getragen werden müsse. Wollte man alle diese Schwärmer auf ihr positives Wissen von Afrika und seinen Bewohnern prüfen, es würde ein beschämendes Ergebnis von geographischer und geschichtlicher Unwissenheit herauskommen. Mit allem diesem Idealistenkram ist aber heute keine Seide mehr zu spinnen, und unsere Kolonialschwärmer sans phrase sollen sich vor allem erst darüber klar werden, daß Kanonen und Mausegewehre, Hurrarufen und Weltpolitikgeschrei auf die Dauer weder gesunde Kolonien zu schaffen, noch zu halten vermögen, sondern daß genau so wie die Völkerwanderung, die Besiedelung Amerikas und die Befreiung der Kulturvölker vom Absolutismus, auch die Kolonisierung und Zivilisierung Afrikas mit seinen Völkerverschiebungen lediglich von rein wirtschaftlichen Ursachen abhängig sind. Mit der Wacht am Rhein oder am Swakop schafft man keine realen Werte, sondern dieser patriotische Schwung und der Kanonendonner haben erst dann einen zuverlässigen Sinn, wenn es gilt, in Kürze zu

schützen, was die produktiven Elemente eines Landes in jahrzehnte- und jahrhundertelanger Arbeit aufgebaut haben. Wir kranken in Deutschland auch im 20. Jahrhundert noch an der Einbildung, daß der Militarismus nicht nur ein, sondern der wichtigste Kulturfaktor sei, und wir haben diesen verhängnisvollen Irrtum auch auf unsere Kolonien übertragen, wo er um so unfruchtbarer wirken mußte, weil es ihm dort an der Gott sei Dank nimmermüden gesunden Kritisierung seitens der bürgerlichen Volkskreise mangelt. Hier feiert die „Schneidigkeit“ mehr als je im Mutterlande wohlfeile Augenblickstriumphe und hat so oft schon Verlegenheiten und Verwickelungen sehr ernster Natur geschaffen, an deren Lösung die nüchternere Diplomatie dann jahrelang herumzudoktern hatte, und für deren Dummheit deutscher Handel und Wohlstand bluten mußten. Unsere heutige deutsche Reichsleitung betont ja jetzt mit bismarckscher Emphase, daß sie sich in der hohen Politik nur von Nützlichkeitsgesichtspunkten leiten lasse; sie hat in ihrer Kolonialpolitik dabei aber ganz vergessen, daß Bismarck sich einst mit erkennbarer Kälte gegen die Erwerbung afrikanischer Kolonien, insbesondere Südwestafrikas wehrte, und daß sie selbst, die Politik Bülow's (von Caprivi ganz zu schweigen!) sehr wenig tat, um die realen Verhältnisse der afrikanischen Kolonien, zumal — was doch die Hauptsache ist — in ihren Beziehungen zum übrigen Afrika gründlich zu studieren. Man bildet sich offenbar auch heute noch in Berlin ein, daß man Südwestafrika lokalisieren und gewissermaßen mit einem idealen Stacheldrahtzaun von Schutztrüppern umgeben könne. Anders ist es unbegreiflich, wie man durch die neuesten Eingeborenenaufstände so peinlich überrascht sein und noch vor kurzem dem Volk und Reichstag vor-

reden konnte, es stehe alles gut und friedlich in der Kolonie und an ihrem stetigen wirtschaftlichen Fortschritt sei nicht zu zweifeln. Wir in Südafrika, die wir die leichtfertigen und dann wieder bürokratisch beschränkten Maßregeln der dortigen Behörden, besonders die geradezu unverständliche und einer kindlich präntiösen Liebedienerei gegen England entsprungene Beurlaubung von Eingeborenen zugunsten der Johannesburger Minen und die Fernhaltung burscher Ansiedelung mitansahen, sind im Hinblick auf die Folgezustände des südafrikanischen Krieges gar nicht erstaunt, daß zuerst im stramm militärisch „regierten“ Deutschsüdwestafrika sich die Farbigen rühren, um womöglich das Joch der Weißen abzuschütteln.

Man vergegenwärtige sich doch gefälligst immer wieder, bevor man, im Uebermut militärischer Erstklassigkeit, Deutschlands Chancen in Südwestafrika als „Kleinigkeit“ abfertigt, die geographische Größe der Kolonie! Es ist wirklich etwas anderes, dies ungeheure Gebiet durch eine kleine Schutztruppe zu „schützen“, als etwa den Regierungsbezirk Potsdam durch Aufgebot von Militär- und Polizeimacht nach einem Raubmörder absuchen zu lassen. Auch eine zehntausend Mann starke Schutztruppe wäre aus geographischen Gründen nie in der Lage, die einzelnen, viele Meilen weit auseinanderliegenden Farm-Ansiedelungen vor Ueberfällen durch feindliche Eingeborenenstämme zu bewahren, so lange nicht das ganze System unserer Kolonialregierung und zwar sowohl in der Behandlung der Weißen wie der Farbigen von Grund aus geändert wird. Es fällt natürlich keinem Deutschen Südafrikas ein, in die persönliche Tapferkeit und militärische Umsicht der einzelnen Offiziere und Soldaten Zweifel zu

setzen; aber die Leute können doch nicht allgegenwärtig sein, und wenn man sich nicht auf die Besiedelung der einzelnen militärischen Stationen beschränken will, sondern deutsche Bauern immer wieder ermuntert, nach Südwestafrika auszuwandern und dort auf Oasen, tagereisenweit vom Nachbar entfernt, zu buren, so muß man eben eine ganz andere Methode der Eingeborenenpolitik einschlagen, über die wir uns später ausführlich verbreiten werden. Denn schließlich kann keinem deutschen Bauer zugemutet werden, erst 16000 Mark an eine zweifelhafte Farmerzunft zu wenden und sich dann noch wehrlos totschiessen zu lassen.

Ich verwahre mich aber bei diesen Ausführungen auch gegen den Vorwurf, die „guten alten Zeiten“ vor der Okkupation von Damara- und Namaqualand durch das Deutsche Reich auf Kosten der unter so großen Schwierigkeiten die Etablierung ihrer Autorität versuchenden Kolonialregierung preisen zu wollen. Es ist mir wohl bekannt, daß in den eigentlichen Missionskreisen und unter den von ihnen abhängigen sogenannten Missionskolonisten diese „gute alte Zeit“ heute vielfach in den Himmel gehoben wird und man die Tage zurücksehnt, wo noch kein Schutztruppeler, kein Assessor und Steuerheber ihnen über den Zaun guckte. Missionsfreunde pflegen auf dem Standpunkt zu stehen, daß die Neger Afrikas „Brüder“ des weißen Mannes seien, und wer je die Intimität gewisser Missionare mit ihren schwarzen Kirchenvorstehern und „Evangelisten“ beobachtet hat, eine Intimität, die in Südwestafrika — unerhörter Naturfrevel! — sogar gelegentlich zur — Ehe zwischen Missionar und Hottentottenweib führte, der kann nicht daran zweifeln, daß in der Frage der Eingeborenenbehandlung zwischen den notabene

sehr einflußreichen Missionsfreunden und der übrigen deutschen Menschheit böse Gegensätze bestehen. Kein Kenner der Detailgeschichte Südwestafrikas in den 40er bis 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts stellt in Abrede, daß einzelne der älteren Missionare einen tiefgreifenden persönlichen Einfluß auf ganze Stämme und Völker der Eingeborenen erwarben, und daß von ihnen und seitens der Missionskolonisten vieles geschah, um europäische Sitten und Gebräuche des wirtschaftlichen Lebens wenigstens in den kleinen, sehr langsam entstehenden und schwer zusammenzuhaltenden Christengemeinden einzubürgern. Aber allen diesen Missionaren mangelte die Autorität von Behörden, und sie selbst wissen am besten, was sie unter den Launen und Brutalitäten vieler Häuptlinge bis herab zu Hendrik Witbooi in den 90er Jahren fortgesetzt zu leiden hatten, und wie sie und ihre Stationen stets nur von mächtigen Häuptlingen geduldet wurden. Ideal vom Gesichtspunkt des christlichen Märtyrertums sind ja diese Zustände wohl gewesen, aber feste staatliche Ordnungen haben sie nie geschaffen und konnten sie auch nicht begründen, weil die Mission ihrem Wesen nach geradezu an den Kommunismus der meisten Eingeborenenstämme Afrikas anknüpfen mußte, ihn aber im eigenen Interesse nicht bekämpfen konnte.

Ich will hier den Einwurf einseitiger Freiheitsapostel Europas, daß dem Weißen nach den Grundsätzen der Humanität überhaupt kein Recht zustehe, Schwarzen „ihr Land zu nehmen“, nicht mit einem bei Fanatikern ja doch nutzlosen Aufwand von Gegengründen widerlegen. Jeder mit Afrikas, im besonderen Südafrikas, Geschichte Vertraute, weiß, daß — wie dies sogar schon der Missionsdirektor Wangemann zugab — kein Eingeborenenstamm

das Land, das er sein eigenes nennt, je länger als höchstens 150 Jahre im Besitz gehabt hat. Von angestammten und geheiligten Eigentumsrechten der Farbigen kann also keine Rede sein, sondern diese ganzen zahllosen Stämme sind seit Jahrhunderten und Jahrtausenden in beständiger, anscheinend regelloser, in Wirklichkeit aber durch ganz materiale, wirtschaftliche Ursachen bedingter Völkerwanderung begriffen. Die Magenfrage in ihrer rohesten Form ist für Mensch und Tier der Beweggrund für dieses wogende Nomadenleben gewesen; sie ist es heute noch überall da, wo den Eingeborenen die Früchte der Erde nicht mehr mühelos in den Mund hineinwachsen und der Fleisch- und Milhvorrat der Rinder, Schafe und Ziegen aus Mangel an ergiebiger Weide und Wasser nachzulassen beginnt. Das große Problem weißer Zivilisation ist also in kurzen Worten die *Selbstmachung der Eingeborenen* und ihre Erziehung zur Arbeit, um auch minderwertigerem Boden und den Schwankungen der Jahreszeiten abzugewinnen, was früher faulen Nomaden die tropische Fülle stets schlaugewechselter Gebiete in den Schoß warf. Der erste Schwarze, der vom ersten weißen Händler Produkte der Zivilisation eintauschte, hat dem Weißen das Naturrecht verliehen, in Afrika Handel zu treiben, sich ansässig zu machen und für seine Sicherheit durch feste Staatsordnungen zu sorgen, und man soll heute angeblich philanthropische Menschenrechtsdeklamationen zugunsten eines weiteren Nomaden- und Lotterlebens der Neger als antediluvianische Beschränktheit von ernstern Erwägungen der Kolonisierung durch Weiße fernhalten. Im übrigen erledigen sich solche *grundsätzlichen Sophistereien von selbst* durch die geschichtliche Tatsache, daß wir Weißen europäischer und

amerikanischer Herkunft in Afrika längst festen Fuß faßten, von jedem Hafenort der Küste unermüdlich und täglich weiter ins Innere dringen und nicht gewillt sind, unsere durch Arbeit, unter Entbehrungen und Lebensgefahren erworbenen Rechte als Kulturpioniere einfältigen Humanitätsduseleien zuliebe aufzugeben. Wir wissen andererseits gut genug, daß uns bis zur Erreichung jenes Ziels der Selbstmachung inferiorer Rassen, selbst derjenigen in schon stark europäisierten Gegenden, noch große Schwierigkeiten und blutige Kämpfe bevorstehen. Da ist es uns denn wohl erlaubt, Anspruch darauf zu erheben, daß wir alten weißen Afrikaner nicht nur ein gewichtiges, sondern entscheidende Worte mitreden, wenn hinter grünen Tischen und auf sicheren Parlamentstribünen Europas die Lebensfragen der Kolonisation Afrikas zur Sprache gebracht werden. In England und Amerika, auch in Frankreich ist es selbstverständlich, daß im Parlament Männer sitzen, die sich selbst gründlich in den Kolonien umgesehen haben, ehe sie sich in Kritiken darüber ergehen, die uns Deutsche im Auslande meist mit Heiterkeit oder mit Unwillen erfüllen — im deutschen Reichstag sitzen kaum drei Abgeordnete, die Ozeanbrise gerochen haben, und wenn der Reichskanzler einmal Leute herausschickt, um sich über die Zustände in den Kolonien unterrichten zu lassen, so wird diesen Räten und Hilfsarbeitern zugemutet, daß sie in wenigen Wochen oder Monaten Kolonialbummelei die Uebersicht über Verhältnisse gewinnen sollen, zu deren Verständnis jahrelanges Studium geschichtlicher, geographischer und wirtschaftlicher Fragen an Ort und Stelle schlechterdings unumgänglich ist. Kann der deutsche Reichstag die Mittel nicht aufbringen, eine gemischte Kom-

mission einmal eine nutzbringende und nicht durch Beamtenrücksichten getrübe Informationsreise durch Südwest- und Ostafrika unternehmen zu lassen, so hätte die oberste Reichsbehörde wenigstens längst die Pflicht gehabt, erfahrene deutsche Kolonisten sowohl in den eigenen Kolonien als in angrenzenden Teilen Afrikas an Ort und Stelle, besonders aber bei der häufigen Anwesenheit solcher Männer in Deutschland zu Rate zu ziehen. Hat man aber wohl jemals davon gehört, daß der Reichskanzler solche sich haufenweise alljährlich bietenden Gelegenheiten wahrgenommen hätte? Oder fürchtet man sich in Berlin vor den „demokratischen“ und freilich manche doktrinären Illusionen zerstörenden Aeüßerungen freier Männer zu unserer Kolonialpolitik? Unter unseren Händlern und Farmern in Südwestafrika sind genug einsichtige Leute, die wissen, wo der Hase im Pfeffer liegt, aber der von keinem unbefangenen Beobachter wegzuleugnende Terrorismus, der sich unter militärisch-bureaukratischem Regierungssystem wie ein Mehltau über jede Selbständigkeit von Nichtmilitärs und Nichtbeamten legt, hindert diese Männer, frisch von der Leber weg zu sprechen, wie es in den Kolonien anderer Kulturnationen das Recht jedes charaktervollen Mannes ist und ihm keineswegs in seinem wirtschaftlichen Fortkommen schadet. Man kann doch die Zukunft Südwestafrikas wahrlich nicht auf die interessierten „Gutachten“ des ewigen Dr. Hartmann und einer Handvoll sonstiger abhängiger oder in lächerlichen Illusionen lebender Südwestafrikaner aufbauen! Wir werden auf die neuesten Auslassungen Hartmanns über die „Zukunftsentwicklung Südwestafrikas“ weiter unten zurückkommen.

Wenn wir, wie es die Kolonialkreise strengster

Observanz im deutschen Mutterlande wünschen, Südwestafrika wirklich isolieren und für ewige Zeiten als ungefährdete Enklave inmitten britischer Besitzungen ansprechen könnten (denn daß die westafrikanischen Besitzungen Portugals auch bald an England übergehen, bezweifelt wohl niemand), so würde die Frage unseres Titelblatts in ganz anderer Weise zu beantworten sein, als es nach der Neugestaltung der südafrikanischen Karte durch den Burenkrieg geschehen kann. Wer mit der Niederwerfung der ehemaligen niederdeutschen Republiken ein rein politisches Drama definitiv abgeschlossen wähnte und einem Ermüdungsgefühl der mit den Buren sympathisierenden europäischen Volkskreise nachgebend nun Südafrika Südafrika sein ließe, der würde sich durch den Gang der Weiterentwicklung hier doch wohl allmählich überzeugen müssen, daß die politische Bedeutung des Burenkrieges ganz in den Hintergrund tritt hinter der sozialen. Jetzt erst haben wir in Südafrika eine Arbeiterfrage, jetzt erst türmen sich für Englands Diplomatie unheimliche Schwierigkeiten auf durch die akute Verschärfung des Eingeborenenproblems und die als Folge eines fehlerhaften Krieges unvermeidliche Entstehung eines für Englands Suprematie bedrohlichen weißen Proletariats. Freilich die politische Seite ist keineswegs für immer in einer Versenkung verschwunden, aber sie hat ihre Zeit abzuwarten, um schließlich in der Entwirrung des wirtschaftlichen gordischen Knotens doch wieder ausschlaggebend zu werden und dann Südafrika gesunderen, größeren Zeiten zuzuführen. Aber vorläufig sind wir hier dermaßen von sozialen Nöten in Anspruch genommen, daß allein der Frage der Chineseneinfuhr gegenüber das Interesse an

allen sonstigen Strömungen des öffentlichen Lebens vollständig geschwunden ist.

Das böse Beispiel, das England durch einen Krieg Weißer gegen Weiße in diesem doch immerhin noch in den Kinderjahren der Zivilisierung stehenden Erdteil den farbigen Eingeborenen gab, wirkte um so unheilvoller, als die britische Armee sich bekanntlich nicht entblödete, Tausende von Schwarzen als Kombattanten in ihre Reihen einzustellen. Alle Zucht unter den Eingeborenen Transvaals und der angrenzenden, das Zwischenglied zwischen Burenrepublik und Deutsch-Südwestafrika bildenden Teile Betschuanalandes wurde dadurch untergraben. Die Burenregierungen der beiden Freistaaten hatten es durch ihre einzig richtige, heute von jedem britischen Kolonisten Südafrikas als solche anerkannte Behandlung der Eingeborenen in der Tat verstanden, einst nomadisierende Stämme in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit an Seßhaftigkeit und Arbeit — Bodenbau wie Industriearbeit — zu gewöhnen. Niemals vor dem Kriege hat man sich in den Goldminen Transvaals ernstlich oder gar dauernd über den Mangel an schwarzen Arbeitskräften für einen gradmäßig fortschreitenden Abbau der Goldfelder zu beklagen gehabt. Freilich damals bestanden Gesetze, die den Minengesellschaften verboten, die Arbeiterlöhne nach Belieben herunterzudrücken. Heute haben diese äußerlich erreicht, wonach sie seit zehn Jahren schreien und was den eigentlichen und einzigen Inhalt der ihnen nachjohlenden „Heloten“-Herde Johannesburgs ausmachte: Heute haben sie es in der Hand, unbehelligt durch eine ihnen auf die Finger sehende Regierung vom Schlege des alten Krüger die Löhne der Arbeiter zu beschneiden, um höhere Dividenden für sich selbst heraus-

zuschlagen. Nur haben sich die Herren in einem und gerade dem Wesentlichsten verrechnet — sie haben von den „dummen“ Kaffern erwartet, daß sie sich gehorsam der neuen Lohnpeitsche fügen und lieber niedrige, als gar keine Löhne annehmen würden. Die Antwort der von England „emanzipierten“ und nun dreist (und man muß sagen mit gutem Recht) auf ihrem Schein als neugebackene britische Untertanen bestehenden schwarzen Arbeiter Transvaals ist aber der Massenstreik gewesen. Heute strömen die Schwarzen des ganzen Landes nicht mehr nach Johannesburg, sondern in die Küstenstädte. Das ganze alte neuerungssüchtige und leichtsinnige Nomadentum ist wieder in voller Blüte. In Kapstadt und den anderen großen Küstenstädten laufen in Scharen Typen von Farbigen herum, die an den Vaal, Limpopo oder Sambesi gehören und früher in der Kapkolonie unbekannte Erscheinungen waren. Die Zügellosigkeit dieser sich für unentbehrlich haltenden Halbbarbaren übersteigt längst alles erträgliche Maß. Die Beobachtung ihrer Kontraktverpflichtungen kennen sie nicht, geschweige denn Anhänglichkeit und Treue gegen ihren Brotherrn; in den Gassen, selbst auf den Trottoirs der vornehmsten Straßen und in den elektrischen Wagen machen sie sich breit und belästigen durch ihren Gestank und ihr freches Anrempeln von weißen Damen das Publikum; nächtliche Ueberfälle und Einbrüche sind an der Tagesordnung; die Verbote der Schnapsabgabe an Eingeborene werden, wo solche wirklich bestehen, offenkundig übertreten; wer es irgend vermeiden kann von den Weißen, mag keinen schwarzen Diensthofen mehr mieten, weil er nicht weiß, ob er sich nicht Hehler und Gelegenheitsmacher ins Haus zieht — kurz, die englische Me-

thode der Eingeborenenbehandlung in Südafrika hat klägliches Fiasko gemacht und muß schließlich zu einer Majorisierung der Weißen durch die Schwarzen führen, wenn nicht bald die Afrikaner (Buren-) Partei in den Parlamenten ans Ruder kommt und im Verein mit den britischen Dauerkolonisten von Einsicht die Farbigen in die politischen und sozialen Schranken zurückweist, in die sie gehören und in denen sie die wirtschaftliche Entwicklung des Landes nicht mehr hemmen können. Darum ist der Ausfall der bevorstehenden Neuwahlen zum Kapparlament so wichtig für ganz Südafrika, weil im Fall des Sieges der alten Rhodespartei und eines dadurch unvermeidlichen Ministeriums Jameson sonst die schon jetzt unhaltbaren Zustände durch die Masseneinfuhr von Chinesen noch verschärft werden und die dadurch noch mehr aufgestachelte Wut und Unruhe der afrikanischen Eingeborenen zu einer den Frieden des ganzen Subkontinents bedrohenden Organisation der jetzt noch getrennt manövrierenden streikenden Stämme führen muß.*)

Diese Organisation wird natürlich nicht respektvoll vor den Grenzen der deutschen Kolonie Südwestafrika Halt machen. Das Freiheitsgefühl und der Selbstständigkeitsdrang gehen wie ein epidemisches Fieber durch die Eingeborenen ganz Afrikas, und wenn auch die Veranlassung zu den ersten Aufständen in der deutschen Kolonie durch lokale Vorkommnisse und Mißgriffe gegeben sein mag, die tiefere Ursache liegt in jenem Streben der Eingeborenen nach Befreiung von der Oberaufsicht der

*) Dr. Jameson ist inzwischen leider ans Ruder gekommen, arbeitet allerdings mit einer sehr unansehnlichen Majorität.

Weißén — das beweist die schnelle Verbreitung der Rebellion über das ganze Schutzgebiet. Nach dem Urteil militärischer Kenner der Kolonie, z. B. des ehemaligen Reichskommissars Major v. François, wird die Niederwerfung jahrelang dauern, und dabei bezog sich François' Aeußerung nur auf die Namastämme des Südens. Jetzt sind aber die Damaras im Zentrum und Norden auch bereits aufrührerisch, ziehen in Banden umher und tun bedeutenden Schaden an Leben und Eigentum der deutschen Ansiedler. Was sollen bei der Größe und Unwirtlichkeit des ungeheuren Aufstandsgebiets und bei der Unmöglichkeit, zu jeder Jahreszeit militärisch zu operieren, die paar hundert Ersatzmannschaften, die man hinaus-schickt? was gar Marinetruppen, wo es vor allem auf schnell marschierende, ausdauernde berittene Infanterie ankommt? Unseres Erachtens sind jetzt wenigstens 5000 Mann nötig, um nur die Hauptplätze der Weißén im Lande und die ihnen zunächstliegenden Farmen zu schützen und von dort aus Expeditionen gegen die Hauptlager der aufrührerischen Stämme zu senden. Man wolle sich aber dabei doch ja vergegenwärtigen, daß alle militärischen Maßregeln gegen die Eingeborenen durchaus nicht das Uebel der stets von neuem drohenden Aufsässigkeit an der Wurzel packen, daß die Gefangennahme oder Hinrichtung einzelner Haupträdelsführer und die Bestrafung der Stämme durch Konfiskation ihres einzigen Besitzes, der Viehherden, keinen dauernden Eindruck auf Menschen machen, die bekanntlich heute noch prinzipiell dem Kommunismus huldigen. Die Bestrafung des einzelnen Schwarzen trifft, von der Leibesstrafe abgesehen, nicht das Individuum, sondern den ganzen Stamm, und der ganze Stamm tritt für den Gestraften wieder ein und

rächt sich, sobald er wieder Luft bekommt. Wir haben in unseren deutschen Kolonien geglaubt, erzieherisch auf die Farbigen einwirken zu können, indem wir mit dem deutschen Strafgesetzbuch und der Strafprozeßordnung antraten und von Menschen, deren Rechtsbegriffe himmelweit verschieden von den unserigen sind, naiv erwarteten, sie würden sich von unserem Formenkram imponieren lassen. Jeder Kenner Afrikas muß doch geradezu ein Hohngelächter anschlagen, wenn er hört, daß man durch Erlasse den Eingeborenen die Paragraphen eines für deutsche Bauern, aber nicht für Hottentotten und Neger passenden Grund- und Hypothekenrechts einpauken will! oder wenn man den ganzen europäischen Apparat von feierlichen Strafkammer- und Schöffensitzungen in Tätigkeit setzt, um Vergehen zu bestrafen, die das Volk gewohnt ist, den Stammeshäuptling mit salomonischer Kürze ahnden zu sehen. Wir sind mit unseren „Leutnants und Assessoren“, mit einem Aufwand von „Schneidigkeit“, die man nicht einmal mehr in Süddeutschland, geschweige in Omaruru und Keetmannshoop versteht, mit einem Unfehlbarkeitsdünkel und Regierungshochmut an und in die Kolonie gegangen, als handele es sich bei der Erziehung von noch halbwildem Negern um Rekrutendrillen auf einem preußischen Exerzierplatz. Man muß es nur selbst mit angesehen haben, wie jugendliche Offiziere und Beamte in der ersten Periode unserer Kolonie mit den Schwarzen herumschnautzten, sie für nichts und wieder nichts sjambockten und nur mit „Schwein“ titulierten, um am anderen Tage dieselben „Schweine“ zu kajolieren und „Witze“ mit ihnen zu reißen, die sich ein auf Würde haltender Weißer Afrikas nie mit Schwarzen erlauben soll. An Würde fehlt es vielen unserer Zivil- und Militärgewaltigen

in Südwestafrika, und so sehr auch von dieser Seite neuerdings gegen den Vorwurf der Champagnerseligkeit mit sittlich tuender Entrüstung protestiert wird, so weiß doch jeder Eingeweihte, welchen unsäglichen Schaden an der Autorität des Weißen der unaufhörliche und häufig genug maßlose Alkoholgenuß der Herren getan hat. Was man euphemistisch „Tropenkoller“ nennt, ist Suff, chronischer Alkoholmißbrauch mit seinen physisch und moralisch degenerierenden Folgen. In den Kolonien können wir aber keine Gewohnheitssüffel in verantwortlichen Stellungen brauchen, und wer sich nicht in Zukunft zu größter Mäßigkeit verpflichten will, soll zu Hause bleiben! Schon „nur eine Flasche“ der für den Export schwer eingebrauten Münchener Biere, am Vormittag getrunken, lähmt ein gut Teil Gehirnfunktion und macht launisch und ungerecht; die Zahl der in Südwestafrika verbrauchten Münchener Bierflaschen geht aber jährlich in die Hunderttausende. Hier muß gründlichst Wandel geschaffen werden!

Das zweite, was dem Ansehen der Weißen unter den Eingeborenen schadet, ist der Standesdünkel der Offiziere und Beamten die auch nach Afrika die bornierte Ueberhebung heimischer Cliques verpflanzen. In englischen Kolonien — und in dieser Hinsicht sollten wir sie uns zum Muster nehmen, — spielt der Offizier und Polizeimensch gar keine Sonderrolle und würde ausgelacht werden, maßte er sich eine solche an; in deutschen Kolonien lebt — und wenn sie auch aus Furcht vor noch dünnlicherer Behandlung nicht mit der Sprache heraus will — die deutsche Händler- und Farmerschaft unter beständigem Druck, und das ärgste ist, die Eingeborenen wissen, daß auch der Weiße beständig am straffen

Gängelband von beständig zunehmenden „Vorschriften“, Verboten und Bevormundungen, wie der Hund an der Kette, gehalten wird. Woher soll da der unerläßliche Respekt des Schwarzen vor dem Weißen kommen, den je dem Weißen eine vernünftige Kolonialregierung sichern sollte? Im Burenvolk war jeder Farmer auf seiner Heimstätte und für deren weiten Umkreis ein Stück Staatsautorität und übte solche, respektiert und gefürchtet, gegen Uebergriffe der Eingeborenen. Bei uns muß erst der Herr Bezirkshauptmann, der vier, fünf, sechs Tagereisen entfernt wohnt, zitiert werden, auch wenn Gefahr im Verzug ist, und von Fällen dringendster Leibesnotwehr abgesehen, wollte ich keinem Farmer Deutschsüdwestafrikas raten, gegen die Unbotmäßigkeit Schwarzer Selbsthilfe zu gebrauchen — das hohe Windhoeker Gericht würde ihm auf die Klage des schwarzen Halunken hin zum Gaudium einer Corona von schwarzen Kriminalstudenten auf die Finger klopfen. Darum haben sich unsere zopfigen Bürokraten und Gamaschenhelden gegen die Einwanderung von Buren ausgesprochen, weil man in unserer Militärkolonie keine freien Männer haben will! und unsern eigenen Landsleuten in der Kolonie ist, weil sie nun bald zwei Jahrzehnte nichts Besseres kennen lernten, jedes Freiheitsgefühl vergangen. Da soll man doch, wenn man in Afrika durchaus einen Militärstaat haben will, gleich eine hohe chinesische Mauer um diese Elitekolonie herumziehen! Wenn man aber mit den britischen Nachbarkolonien Handelsbeziehungen unterhalten will und britischen Minengesellschaften bereitwilligst gestattet, das für viele Jahrzehnte noch einzig Wertvolle von den Landesprodukten aus dem Lande herauszuschleppen, so muß man sich auch klar machen, daß man sich gegen die großen

Volksbewegungen im ganzen Südafrika und gegen die unzweifelhaft bevorstehenden wirtschaftlichen Umwälzungen nicht absperren kann.

Deutschsüdwestafrika steht und fällt mit dem ganzen übrigen Südafrika.

Ein großer Entscheidungskampf zwischen Schwarzen und Weißen und ein zweiter mit diesem im engsten Zusammenhang stehender, nämlich der Kampf um die Vorherrschaft zwischen einseitigem Industrialismus (Minenraubbau) und Agrarwirtschaft kommt, ehe das erste Drittel dieses Jahrhunderts vorbei ist. Dieser Kampf wird die Karte Südafrikas politisch umgestalten, weil er nicht aufhören wird, bis solide Dauerzustände geschaffen, d. h. die politischen und sozialen Rechte der Eingeborenen und der Weißen für alle Zukunft scharf gegeneinander abgegrenzt sind. Südafrika birgt außer Gold und Diamanten noch so viele Schätze in seinem Schoß und kann durch Benutzung seiner vorhandenen oder dem Boden durch eine vervollkommnete Technik zu entlockenden Wasserkräfte, durch Aufforstung und Verkehrsbauten sich mit der Zeit von Europas Export unabhängig machen. Ungeheure Gebiete, auf denen heute kaum eine Ziegenherde ihr Futter findet, werden dann dreifach so stark als heute bevölkert sein, und ein Eisenbahn-Netz wird dann Märkte für die Erzeugnisse getreidebauender Farmer schaffen. Den Eingeborenen wird man überall nach Stämmen Reservate, und wo keine Stammesbildung mehr möglich ist, den zerstreut lebenden Farbigen Lokationen anweisen, in denen sie leben müssen und eigene Verwaltung haben. In einzelnen englischen Gegenden hat man bereits solche Lokationen, und, wo sie streng durchgeführt wurden, haben sie sich als nützlich erwiesen.

Diese Neuordnung der Dinge wird aber niemals
britisches Militär oder das Militär irgend einer anderen
Nation zustande bringen. Sie kann und wird vielmehr
nur ein Werk des ganzen weißen Bürgertums sein, das
seine staatlichen Verhältnisse selbst ordnen wird mit Zu-
rückweisung der Einmischung europäischer Diplomaten
und nationaler Kolonialschwärmer. In diesem Kampf wird
das Burentum, das trotz seiner vorläufigen Niederlage
Englands Prestige schon einen so empfindlichen Stoß ver-
setzte, zu seiner zweiten und größeren geschichtlichen
Mission erstehen und die Führung übernehmen. Wir
möchten wissen, wie es anders sein könnte! Die Militär-
regierungsverfahren haben, dies sehen wir jetzt deutlich an
Deutschsüdwestafrika, in Südafrika versagt, weil sie nie-
mals Dauererfolge verbürgen können. So wird man es
mit der *F r e i h e i t* versuchen, um dann eine Herrenstellung
jedes einzelnen Weißen zu etablieren und wird die Far-
bigen auf ihre niedrigere Kulturstufe zurückverweisen, wo-
bei ihnen im übrigen aller Vorschub geleistet werden soll,
sich durch *A r b e i t* auf eine höhere Stufe zu erheben.
Die englische Phrase, die auch jetzt wieder aus Wahl-
manöverrücksichten von Herrn Jameson ausposaunt wird,
daß „gleiche Rechte in Südafrika herrschen sollten für jeden
kultivierten Menschen ohne Rücksicht auf Farbe und
Rasse“, ist ein völkerpsychologischer Unsinn und liegt
dabei gar nicht einmal im Sinne der poussierten vorge-
schrittenen Eingeborenen selbst, geschweige denn der
noch als Halb- oder Gansbarbaren aufzufassenden Schwar-
zen. Deren Bestrebungen richten sich vielmehr auf Koali-
tion; sie schwärmen von einem großen afrikanischen
Schwarzenreich, das unrealisierbar ist, sie werden sich aber
begnügen müssen und schließlich begnügen mit einem
Rassenverband unter weißer Protektion.

Der Zeitpunkt dieser sozialpolitischen Umgestaltung Südafrikas ist von der schnelleren oder langsameren Ausbeutung der Goldfelder abhängig. Aber eine lange, über ein weiteres halbes Jahrhundert hinausreichende Lebensdauer hat nach allen Gutachten ernster Sachverständiger der internationale Industrialismus Südafrikas, d. h. der Minenraubbau, offenbar nicht. Es entsteht nur die Frage, ob die Präliminarien des Kampfes zwischen Schwarzen und Weißen, als die wir jetzt schon die Arbeiterstreiks in Transvaal anzusehen haben, es den internationalen Ausbeutern gestatten werden, nach wie vor, bis zum gänzlichen Abbau der Goldfelder, deren Erträge außer Landes zu schleppen, oder ob Südafrikas weißes Bürgertum dem ein Veto entgegensetzt, indem es die Minengesellschaften tüchtig besteuert und so wenigstens einen Teil der Landes-schätze dem Lande erhält. Allem Anschein nach wird dies letztere der Fall sein, weil das durch den Krieg in unerhörter, in Europa noch lange nicht genügend bekannter Weise heruntergebrachte Land größerer Einnahmen benötigt, um auch nur die dringendsten Bedürfnisse der Landwirtschaft treibenden und den Kern der Bevölkerung ausmachenden Bewohner befriedigen zu können. Die ärgsten Zeiten stehen Südafrika jedenfalls erst noch bevor: es wird ein Massenstreik den anderen ablösen, in Transvaal werden die Eingeborenen in Zusammenstöße mit den Chinesen geraten, in der Kapkolonie die Schwarzen sich noch mehr als die Unentbehrlichen aufspielen und in durcheinanderwogendem Nomadentum auch den Farmer zur Verzweiflung bringen. Heute wird von England den unterworfenen Buren noch die Selbstverwaltung vorenthalten und allen Chamberlainschen Versprechungen zum Trotz meint man hier, daß bis zur Gewährung einer Kon-

stitution an Transvaal und Orangetkolonie noch weitere fünf Jahre vergehen sollten. Das Geschick der Johannesburgener Minen aber wird sich sehr viel schneller erfüllen, und man wird die Buren zu Hilfe gegen die Eingeborenen rufen müssen. Dann aber stellen die Buren die Bedingung sofortiger Gewährung der Selbstregierung und werden eine Minengesetzgebung einführen, die dem Lande und nicht mehr ausschließlich den fremden Millionären Nutzen bringt.

Dies ist dann der erste Schritt zur Befreiung Südafrikas von Londoner und großkapitalistischer Bevormundung. Das Endziel sind die unabhängigen Vereinigten Staaten von Südafrika,

und

diesem Staatengebilde muß sich das heutige Deutsch-Südwestafrika anschließen.

Gegen diese weltgeschichtliche Notwendigkeit helfen keine nationaldeutschen Sentimentalitäten und keine Kolonialreichsträumereien. Wir sind zu spät nach Afrika gekommen, um die Verhältnisse zwischen Eingeborenen und weißen Kolonisten in der einzig vernünftigen Abgrenzung von Rechten und Pflichten selbst und als erste ordnen zu können. Wir haben, wollen wir deutschem Wesen und deutscher Arbeitskraft eine Zukunft hier sichern, nur noch mit dem übrigen Südafrika zusammenzuarbeiten, um zunächst jene von England durch falsche Philanthropie, von uns durch ewig schwankende Behandlung in verkehrte Bahnen gelenkte Erziehung der Eingeborenen zu reformieren. Dann aber sollen wir das in Südwest- und Südafrika lebende Deutschtum in solcher Weise zu mehren und zu stärken suchen, daß es in dem künftigen freien Südafrika einen maßgebenden Faktor bildet.

Die heutigen Aktionen der deutschen Regierung in Südwestafrika dürfen nichts Provisorisches mehr zurücklassen. Freilich ist es jetzt zunächst notwendig, die Autorität der weißen Herrschaft herzustellen, indem man die vorhandenen Stationen zu halten sucht. Aber man soll sich nicht länger dem Wahne hingeben, als ob jetzt noch an irgend eine auf reichsdeutsche Bauern reflektierende Ansiedelung der Kolonie in großem Stil außerhalb der Schußweite jener Stationen zu denken sei, ehe nicht ganz neue Normen für Weiße und Eingeborene geschaffen sind.

Die Regierung und Verwaltung, das Leben und die Erwerbsbedingungen der Siedler müssen freier werden. Darum bedarf nach Beendigung der gegenwärtigen Rebellionen Deutsch-Südwestafrika:

Erstens der Umwandlung der Militär- in eine Zivilregierung. Die Schutztruppe ist dem Zivilgouverneur unterzuordnen und marschiert nur auf seinen Befehl. Dies soll kein Mißtrauen gegen den zeitigen Gouverneur Leutwein bedeuten, dessen organisatorische Talente wir hier um so mehr schätzen, je mehr wir über die gegen ihn operierende Fronde in Deutsch-Südwestafrika unterrichtet sind. Er hätte natürlich den Abschied zu nehmen und sich auf das neue Programm kolonialer Verwaltung zu verpflichten. Der Gouverneur einer Kolonie muß jeder geheimen Befehdung durch bösertige oder eitle Untergebene entzogen sein.

Zweitens. Die Gesetzgebung für die Kolonie darf nicht mehr von Berlin aus erfolgen, sondern die Kolonie ist selbständig zu machen, indem man eine repräsentative Versammlung schafft, die aus den Wahlen der Weißen der Kolonie hervorgeht und Gesetze beschließt, die auf koloniale, nicht auf reichsdeutsche

Verhältnisse zugeschnitten sind, und gegen die nur dem Kaiser ein Veto zusteht (ganz nach Analogie der kapkolonialen Verfassung). Für die Eingeborenen tritt ein besonderes Strafgesetz in Kraft, das nur die von Schwarzen gegen Weiße begangenen Verbrechen ahndet. Im übrigen wird

Drittens den Stammeshäuptlingen die Jurisdiktion über ihre Stämme gegeben. Dies setzt voraus, daß eine strenge Abgrenzung der Stämme und Anweisung fester Wohnsitze für sie vorhergeht. Die Wahl jedes neuen Häuptlings unterliegt der Bestätigung durch den Gouverneur. Den Eingeborenen werden alle Feuerwaffen abgenommen und dauernd vorenthalten. Unbotmäßige Stämme werden unter Aufsicht einer an den Sitz des Häuptlings zu dirigierenden weißen Polizeitruppe gestellt, und während der Dauer der Polizeiaufsicht fällt die gesamte Jurisdiktion den Polizei- bzw. ordentlichen Richtern der Kolonialregierung zu. Es wird eine Arbeitssteuer auferlegt und die Eingeborenen verpflichtet, der Aufforderung der Kolonialregierung zur Beteiligung an öffentlichen Bauten nach Maßgabe des Bedürfnisses Folge zu leisten. Das Wandern der Stämme ist nur aus zwingenden wirtschaftlichen Gründen (dauernder Weidenmangel, Viehseuchen usw.) und nur mit Erlaubnis des Gouverneurs — natürlich immer unter Zustimmung der repräsentativen Versammlung — gestattet. Es wird eine strenge Paßordnung für einzelne, aus dem Lande auswandernde Eingeborene eingeführt und die Einwanderung fremder Eingeborener unbedingt verboten. Die Kolonialregierung unterstützt die Stämme in wirtschaftlichen Arbeiten und setzt Prämien aus für Leistungen in Ackerbau, Viehzucht, Wasserversorgung und dergl. Die Häuptlinge haben all-

jährlich über die Verhältnisse ihres Stammes (Kopfzahl, Beschäftigung, Prozentsatz der sich an Regierungsbauten beteiligenden und der bei Weißen in festem Dienstverhältnis arbeitenden Stammesmitglieder, Rechtspflege) dem Gouverneur oder seinen Kommissaren Bericht zu erstatten. Bündnisse zwischen einzelnen Stämmen zu anderen als vom Gouverneur vorher zu genehmigenden wirtschaftlichen Zwecken werden als Rebellion bestraft. Eine besondere Lohngesetzgebung regelt die Lohnsätze der schwarzen Arbeiter, ganz gleich, ob sie bei Privaten, Minengesellschaften oder im Regierungsdienst arbeiten. Endlich absolutes Verbot alkoholischer Getränke für die Eingeborenen.

Viertens und hauptsächlich: unbeschränkte Einwanderungserlaubnis für alle südafrikanischen und europäischen Weißen, sofern sie durch Nachweis der nötigen Mittel und sonstiger wirtschaftlicher Befähigung darlegen, daß sie die Absicht haben, Dauerkolonisten zu werden. Notabene darf hier nicht von polizeilichen Chikanen mehr die Rede sein, sondern das Recht der Zurückweisung tritt nur gegen Verbrecher, Bettler und Aussätziges in Kraft! Freizügigkeit, Gewerbefreiheit und das Recht zum Waffentragen. Einführung der Milizpflicht für alle waffenfähigen Weißen. Keine drückende direkte Besteuerung mehr. Wahlrecht nach dreijähriger Ansässigkeit. Größtmögliche Heranziehung der Ansiedler zu Aemtern der Selbstverwaltung. Eine besondere Stellung nehmen die weißen Missionare ein, mit deren Einfluß auf die Eingeborenen stark zu rechnen ist. Ihnen würde passend das Ehrenamt als Friedensrichter übertragen werden zur Vermittelung bei geringeren Differenzen zwischen Weißen und Farbigen ihres Amtsbezirks. Dieses hat den Hauptzweck, den Missionar nicht

mehr als ein Zwitterglied zwischen Kolonialregierung und Eingeborenentum betrachtet zu wissen, sondern als einen Mitträger der offiziellen Autorität der weißen Vorherrschaft.

Fünftens eine Minengesetzgebung, die sich eng an die für Transvaal zu erwartende bzw. oben geforderte anlehnt. Es wird heute allerdings heikel sein, den in Deutsch-Südwestafrika herumprospektierenden britischen Gesellschaften ihre schlaue erworbenen Konzessionen zu nehmen. Wenn hier Dr. Hartmanns Forderung der Expropriation durchgeführt werden kann, um wenigstens die Ansprüche der Gesellschaften auf Bodenschätze zu zunichte zu machen, so soll uns das freuen. Dann aber ist vor allem ein Schürfrecht für kleine Leute zu schaffen.

Zur Anbahnung solcher Reformen hat es sich

Sechstens die deutsche Reichsregierung alsbald ernstlich angelegen sein zu lassen, mit der britischen, portugiesischen und Kongoregierung in Präliminarien über eine einheitliche Behandlung des Eingeborenproblems einzutreten. Ohne generelle, ganz Südafrika ohne Unterschied der Zugehörigkeit der einzelnen Teile zu europäischen Ländern, betreffende Grundsätze in der Erziehung der Schwarzen ist niemals an dauernden Frieden zwischen Schwarzen und Weißen zu denken. Man hält ja um alle möglichen und viel unwichtigeren „Fragen“ internationale Konferenzen — warum denn nicht über die lebenswichtigste europäischer Kolonisation in Afrika? Es wird hohe Zeit, der Periode der skrupellosen Ausbeuterei von Negervölkern und afrikanischen Bodenschätzen ein Ende zu machen und sich — und hier mag der Philanthropismus einmal einsetzen — zu erinnern, daß man die Ureinwohner doch nicht einfach

totschlagen kann, um Platz für den Weißen und seine ungestörte Arbeit zu gewinnen, sondern daß der Weiße mit dem Schwarzen leben muß, schon weil er auf die Dauer ohne ihn und seine Arbeitsleistung aus klimatischen Gründen gar nicht auskommen kann.

Wenn man sich zu solchen durchgreifenden Maßregeln nicht entschließen kann, und wenn sich die deutsche Reichsregierung nicht dazu aufzuraffen vermag, aus ihrer so gar nicht imponierenden Blödigkeitsattitüde England gegenüber herauszutreten und in der angeregten Aktion zur Ordnung der Eingeborenenverhältnisse die Initiative zu ergreifen, so sollen wir lieber unsere Hände von der Kolonisierung in Afrika weglassen und froh sein, Südwestafrika an England auszuhändigen. Das diplomatische Zopf-„Prinzip“, sich „nicht in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten hineinzumischen“, fällt für unsere Frage ins Wasser. Denn die Lösung des Eingeborenenproblems in Afrika ist eine Frage des Welthandels und der allgemeinen Zivilisation. Die Leisetreter in Berlin mögen sich überhaupt damit trösten, daß ihnen nur die Vorverhandlungen mit dem Londoner Kabinett zugemutet werden, während die eigentlichen Verhandlungen zwischen den Kolonialregierungen von Südwestafrika (NB. nach Verleihung der Selbstverwaltung), der Kapkolonie, Orange River Colony, Transvaal, Natal und Kongostaat zu erledigen sind. Gerade jetzt ist der Zeitpunkt, wo diese Besprechungen einsetzen müßten, denn die jetzt ganz Südafrika erfüllende Bewegung gegen die von den Großkapitalisten beabsichtigte Chineseneinfuhr beweist, daß das Solidaritätsgefühl aller südafrikanischen Kolonien erwacht ist.

Ich glaube zwar nicht, daß diese große Bewegung

von den Machthabern im Berliner Reichskanzleramt und dessen Kolonialabteilung mit dem nötigen Interesse verfolgt wird. Unsere ganze Kolonialpolitik ist bisher ein Fortwursteln à la Taaffe gewesen, und ein für Afrika schlechterdings nicht angebrachter nationaler Hochmut hat uns noch niemals über die Grenzen der eigenen Kolonien hinausblicken und die Verhältnisse der Nachbargebiete studieren lassen. Die Unwissenheit der großen Mehrheit unserer Kolonialbeamten auf dem Gebiet der Kultur-entwicklung Afrikas ist — dies können wir auf Grund zahlloser eigener Beobachtungen aussprechen — eine trostlose, und man müßte mit der Diogeneslaterne herumgehen, um auch nur ein halbes Dutzend der Herren Besserwisser zu finden, die auch nur eine oberflächliche, geschweige denn (wie es ganz selbstverständlich für jeden Kolonialmenschen sein sollte) eine gründliche Kenntnis von den Wanderzügen der schwarzen Stämme, ihren Gesetzen und Bräuchen, von der Arbeiterbewegung, den Missionsbestrebungen und dem Antagonismus des Christentums und des Islam und von vielem anderen Wichtigen besitzen.

Gibt es wirklich in Deutschland noch Leute, die mit gutem Gewissen Deutsch-Südwestafrika unter dem von der Reichsregierung beliebten Verwaltungssystem für eine „aussichtsreiche Kolonie“ halten? Wir stehen gar nicht auf dem Standpunkt, daß Kolonien dazu da sind, um den Staatssäckel des Mutterlandes zu füllen, und eine Opposition, die sich im Reichstag ewig gegen die „Unrentabilität“ der Kolonien wendet, beweist nur, daß sie mit verblüffender Kühnheit über Dinge schwadroniert, von denen kein einziger der Schwadronneure sich durch eigene Anschauung ein Bild gemacht hat, und daß sie das Wesen

von Kolonien und Kolonialbestrebungen im Zeitalter der Ueberproduktion von Menschen in den alten Kulturländern nicht zu erfassen vermag: Kolonien soll ein großes Volk haben, um dem Ueberschuß seiner Bevölkerung Gelegenheit zu geben, unter besseren Lebensbedingungen als in der Heimat sein Fortkommen zu suchen. Frei will der Auswanderer werden vom Zwang der Heimat, frei von erdrückender Konkurrenz, frei von Polizeiwillkür und Steuer-schraube. Wenn man aber in der Verwaltung einer Kolonie nur die Heimat kopiert und Farmer und Händler de facto unter der gleichen abscheulichen Beaufsichtigung durch Büttel stehen, wie in Deutschland der Bürger und Bauer, wie kann man da die wirtschaftliche Blüte einer Bauer, wie kann man da die wirtschaftliche Blüte einer Kolonie erwarten, die Tür an Tür mit freien Kolonien anderer Staaten liegt? Deutsch-Südwestafrika ist zu drei Vierteln eine Sandbüchse, deren Durchwanderung auch den größten Kolonialschwärmer mit unaussprechlicher Melancholie erfüllen würde. Um aber das übrigbleibende Viertel auf die Höhe menschenwürdiger Wohnbarkeit zu heben, muß man denen, die den Mut haben, hier erst unter tausend Schwierigkeiten mit Spaten, Axt und Pflug Urbarkeit zu schaffen, nicht unausgesetzt mit Ordonnanzen und Polizisten, hunderterlei „Erlassen“ und Verboten auf dem Nacken sitzen. Warum können denn wir hier in der Kapkolonie ohne Erlasse fertig werden?

Die deutsche Reichsregierung hat nur die Pflicht, einer vorwiegend deutschen und niederdeutschen Kolonisierung Südwestafrikas durch eine freiheitliche bürgerliche Verwaltung Vorschub zu leisten. Sie kann ebensowenig wie eine Mutter erwarten, daß erwachsene Kinder ihr Lebtag hinter der mütterlichen Schürze herlaufen. Auch

Deutsch-Südwestafrikas Kolonisten sind nach wenigen Jahren Südafrikaner geworden und fühlen mit der großen Masse der Weißen, die außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle jene großen Gebiete bewohnen, die von der Natur sichtlich zu einem einheitlichen staatlichen Gebilde prädestiniert sind.

Wir sollen in Südafrika jetzt zuerst Ordnung schaffen durch Entwaffnung der Eingeborenen, dann sollen wir reformieren und endlich das Land in seiner politischen und sozialen Weiterentwicklung sich selbst überlassen. Alles andere ordnet dann zu seiner Zeit die logische weltgeschichtliche Umgestaltung des ganzen Südafrika.

Verlag Continent, Theo Gutmann
Berlin - Charlottenburg

Max Kretzer:

brofchiert Mk. 5,—

Treibende Kräfte, Roman
gebunden Mk. 6,—

Georges Ohnet:

brofchiert Mk. 4,—

Der Gifthändler, Roman
gebunden Mk. 5,—

Ernst Georgy:

brofchiert Mk. 2,—

Anonyme Briefe, Roman
gebunden Mk. 3,—

Fred. Schirokauer:

brofchiert Mk. 3,—

Ilse Isensee, Roman
gebunden Mk. 4,—

Fritz Friedmann:

brofchiert Mk. 2,—

Eine Gefallene, Roman
(Stella Stellini)
gebunden Mk. 3,—

Ernest Daudet:

brofchiert Mk. 3,—

Postlagernd, Roman
gebunden Mk. 4,—

Hermann Jaques:

brofchiert Mk. 2,—

Das süße Gift, Novellen
gebunden Mk. 3,—

Marie Madeleine:

brofchiert Mk. 3,—

frivol, Roman
elegant gebunden Mk. 4,—
„**Krabben**“, Seebadgeschichten
elegant brofchiert Mk. 1,—

Kriminal-Romane „Continent“

Nr. 1 **H. B. Revel: Die Viper**

Nr. 2 do. **Ww. Dalia**

In vornehmer Ausstattung Mk. 2,—

Broschüren-Folge „Continent“.

No. 1. **Weder Sedan noch Jena**

von Alfred H. Fried. Mk. 0,80.

No. 2. **Sollen wir Deutsch-Südwestafrika behalten?**

von einem südafrikanischen Deutschen.
Mk. 0,50.

No. 3. **Die gelbe Gefahr**

von Stefan von Kotze. Mk. 0,80.

No. 4. **Deutschland u. Frankreich**

von Alfred H. Fried. Mk. 1,00.

No. 5. **Mars regiert die Stunde**

Rede an den Reichstag v. „Nebukadnezar“.
Mk. 0,80.